

Literaturkritiker Karasek ist tot



Hellmuth Karasek verstarb im Alter von 81 Jahren.
EPA

HAMBURG sda. Trauer um Hellmuth Karasek: Der Literaturkritiker und Schriftsteller starb im Alter von 81 Jahren. Zwölf Jahre lang hatte Karasek neben Marcel Reich-Ranicki (1920-2013) die ZDF-Sendung «Das literarische Quartett» geprägt und war so einer breiten Öffentlichkeit bekannt geworden. Über zwei Jahrzehnte hatte er beim Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» das Bild von der Literatur sowie vom Theater und von der Filmkunst in Deutschland beeinflusst.

Karasek begann seine journalistische Karriere 1960 bei der «Stuttgarter Zeitung». Von 1974 bis 1991 leitete er das Kulturressort des «Spiegels». Sein Romandebüt gab er 1998 mit «Das Magazin» über Intrigen in einem Hamburger Nachrichtenmagazin, was ihm viele Übel nahmen. Neben weiteren Büchern («Süsser Vogel Jugend», «Soll das ein Witz sein?») schrieb Karasek für Zeitungen wie «Die Welt».

Mit Grass verwechselt

Daneben arbeitete er als Dramaturg, Moderator, Biograf, etwa des Filmemachers Billy Wilder oder unter dem Pseudonym Daniel Doppler als satirischer Theaterautor («Die Wachtel»). «Das Fernsehen hat mein Leben am meisten verändert», sagte er über seine Zeit beim «Quartett». Seitdem kannten die Menschen sein Gesicht, auch wenn sie ihn manchmal mit Literaturnobelpreisträger Günter Grass verwechselten, wie er berichtete.

Bis ins hohe Alter ging Karasek auf Lesereisen und schrieb weiter. Erst 2013 waren wieder zwei Bücher («Auf Reisen. Wie ich mir Deutschland erleben habe», «Frauen sind auch nur Männer») von ihm erschienen.

Übrigens feiert «Das Literarische Quartett» morgen um 23 Uhr im ZDF sein Comeback. «Spiegel»-Literaturchef Volker Weidermann ist der neue Gastgeber. Sein Konzept: «Vier Menschen, vier Bücher, 45 Minuten, kein Tamtam.» Diskutiert wird unter anderem Karl Ove Knausgards «Träumen».

Grosse Oper im Pop-Design

WORLD BAND Blasorchester-Pop für alle Generationen: Das Christoph Walter Orchestra bot in seinem bewährten Entertainment-Mix gleich zwei Entdeckungen.

URS MATTENBERGER
urs.mattenberger@luzernerzeitung.ch

Es sei ein Jammer, dass selbst in der Musik nichts mehr gehe ohne «Computer». In der Entertainment-Gala des Christoph Walter Orchestra meinte das bedauernd ein Konzertbesucher, als er das Mischpult passierte, das wie üblich bei verstärkten Konzerten auf dem Logenplatz mitten im Konzertsaal installiert war. Und er sollte mehr recht behalten, als ihm lieb sein konnte.

Da war zwar alles live gespielt, wie Bandleader Christoph Walter in seinen Moderationen beteuerte. Aber es war eben auch alles so verstärkt, dass akustisch der Eindruck einer Konserve ab Band aufkommen konnte. Blasmusik im Sounddesign eines Popkonzerts: Das Stichwort «Pop» hatte schon Kilian Rosenbergs geliefert. Und der Dezibelpegel, den die Crew an den Reglern, abgestimmt auf die jeweils lautesten Instrumente, nach oben drückte, unterstützte diesen Eindruck. Auch über Gebühr, wie sich ganz am Schluss zeigte.

Caruso trifft Piaf

Ein grosses Unterhaltungsorchester in der Tradition eines James Last, im Sound aufgepeppt für ein Programm, das von Volksmusik über fetzige Latin-Rhythmen bis zu Pop-Balladen und ein paar rockigen Nummern mit kreischender E-Gitarre alle Geschmacksgenerationen bedient: Damit gelang der Entertainment-Gala des World Band Festivals wiederum die Quadratur des Kreises. Auch traditionelle Blasmusikfans fanden das Konzert «etwas speziell, aber gut». Und das, obwohl Showelemente (mit einem Trompeter-Duell als Höhepunkt) sparsam eingeflochten wurden und Walters Moderationen - wegen ausländischer Gäste auf Hochdeutsch - den bubenhaften Charme früherer Ausgaben etwas vermissen liessen.

Den Kontrast zum angereicherten Big-Band-Pop, mit dem das Orchester gleich zu Beginn das Volkslied «Nimm dir chli Zyt» hochpeitschte, setzten die Sänger. Restlos ging das Konzept im Fall von Sabino Gaita auf. Das Mitglied des Trios «The Italian Tenors» liess seine baritonale gefärbte Stimme in Lucio Dallas «Caruso» vibrieren, strömen und auch ein bisschen schluchzen wie in grosser Oper. Und setzte sich damit gegen die vom Blech geschärften Klangwellen des Orchesters durch - ein Höhepunkt des ganzen Programms. Dafür



Eine Stimme so gross wie die Leinwand: der «Italian Tenor» Sabino Gaita beim Auftritt mit dem Christoph Walter Orchestra im KKL.
Bild Pius Amrein

hatte zwar - auch im Duett mit Gaita - ebenfalls die Stimme der Stammsolistin Nelly Patti die nötige Kraft. Aber der Hang zum Hochdruckmusizieren, das die Dynamik nach oben nivellierte, liess ihr etwa im Piaf-Chanson «Hymne à l'amour» wenig Raum für atmosphärische Zwischentöne.

Schwyzerörgeli-Groove

Gleich zwei Entdeckungen boten die Schweizer Spezialgäste, die Christoph Walter erstmals in diesem Programm präsentierte. Erstaunlich war schon, wie sich der Sehnsuchtston von Jonas Gross' Panflöte - jetzt ideal verstärkt - in einer Eigenkomposition von Walter und im

James-Last-Klassiker vom «Einsamen Hirten» vom Orchester nach oben und in endlose Weiten tragen liess. Und der virtuose Schwyzerörgelspieler Robin Marc bewies mit einer Eigenkomposition, die in den perkussiven Groove seines Schwyzerörgelis selbst die Streicher passend mit einbezog, wie nahtlos neue Schweizer Volksmusik in ein solches Unterhaltungsprogramm passt.

War hier der «Computer», also die Verstärkung des Sounds, unverzichtbarer Bestandteil des musikalischen Konzepts, zeigte er andernorts seine Tücken. Bloss eine Panne war, dass ein Titel wiederholt werden musste, weil der solistische Flötist - vor dem falsch ausgerichteten

Mikrofon - praktisch nicht zu hören war. Ein Augen- und Ohrenöffner aber war erst recht die Zugabe zum Schluss. Christoph Walter selbst hatte ihn als «etwas besonders Schönes» angekündigt. Und tatsächlich: Im romanischen Lied «La sera sper il lag» liess sich Walter, der an diesem Abend als «Einspringer» wahlweise zum Akkordeon, zum Guiro oder zur Trompete griff, nur von solistischen Streichern und der akustischen Gitarre begleiten. Ganz unverstärkt hörte man erstmals, wie wunderbar auch dieses Streicherensemble klingen und spielen kann. Da raunte eine Konzertbesucherin beim hinausgehen zu Recht: «Das war der Hammer.»

Eine eindrückliche Reflexion von Leben und Liebe

KINO Ein Ehepaar im hohen Alter wird mit der Frage von Vertrauen und Liebe konfrontiert. «45 Years» ist ein kluges und bewegendes Drama.

Für Frischverliebte mag es wie eine Utopie klingen: seit 45 Jahren miteinander verheiratet zu sein. Der Bund des Lebens, er versteht sich im Idealfall genau als das: «In guten wie in schlechten Zeiten» zusammenzuhalten, «bis dass der Tod scheidet». Wer es derart lange miteinander aushält, wie es gerne heisst, dem ist das Lebenskunststück gelungen, eine Bindung aufzubauen, die sich von den unumgänglichen Krisen, Zerwürfnissen, aufkommenden Sehnsüchten oder Zweifeln nicht entzweien lässt. Von jenen, denen das eben nicht gelingt, wird so eine unerschütterliche Beziehung wohl mit Hochachtung betrachtet; es dürfte jedoch manchmal auch ein Hauch von Argwohn mitschwingen: Hat sich das Paar bloss mit seiner eingeschliffenen Routine abgefunden?

So ein Paar könnten Kate und Geoff auf den ersten Blick sein. Die ehemalige Lehrerin und der pensionierte Geschäftsführer verbringen offensichtlich einen geruhsamen Ruhestand auf dem englischen Land. Die unaufgeregte Alltagslichkeit ihres Lebens wird zu Beginn des Films in wenigen Bildern deutlich. Es ist ein Montagmorgen, und die Routine wird von zwei Ereignissen durchbrochen. Am Samstag steht die Feier ihres 45. Hochzeitstages an. Noch aufwühlender für das Paar, dessen Beziehung in knappen, präzisen Szenen als liebevoll und aufmerksam füreinander skizziert wird, ist die Ankunft eines Briefes aus der Schweiz.

Auftauchen einer alten Liebe

Geoff erfährt, dass man nach mehr als 50 Jahren die Leiche seiner damaligen Freundin Katya gefunden habe. 1962 war die damals 27-Jährige in den Alpen unterwegs und in eine Gletscherspalte gestürzt. Das Auftauchen dieser frühen Liebe im Leben von Geoff erschüttert das Paar mehr, als sie zunächst zugeben. Zwar hatte Geoff einst davon erzählt, freilich in der oberflächlichen, unvollständigen Art und Weise, wie man gemeinhin einem neuen Partner aus der



Charlotte Rampling und Tom Courtenay spielen ein Ehepaar, das in Turbulenzen gerät.
PD

eigenen amourösen Vergangenheit berichtet.

«45 Years» fesselt damit, wie unerwartet die Vergangenheit Kate und Geoff in ihrer grundsoliden, vertrauten Ehe zu erschüttern beginnt. Charlotte Rampling

und Tom Courtenay, die dieses Jahr an der Berlinale für ihre hervorragende schauspielerische Leistung ausgezeichnet wurden, verkörpern das mit einer feinnervigen, seismografischen Präzision, die nicht unberührt lässt.

Regisseur Andrew Haigh inszeniert mit konzentrierter Ruhe, leisem Humor und viel Empathie. Er lässt Raum für die Darsteller, denen die Kamera in langen ruhigen Einstellungen dennoch oft nahekommt, intime Momente einfängt.

Von Interessen verabschiedet

Der unbeabsichtigte Sprung in die Vergangenheit sowie die bevorstehende Feier ihres Jubiläums lässt Kate und Geoff das gemeinsame Leben reflektieren. Wobei sie wenig zu bedauern haben. Sie stellen fest, wie man sich irgendwann still und langsam von Interessen verabschiedet hat, die einem früher einmal etwas bedeutet haben. Es sind auch solche klugen, fast beiläufigen Beobachtungen, die «45 Years» so herausragend machen. Denn hier werden Fragen aufgeworfen, die einen auch dann beschäftigen können, wenn die eigene Beziehung noch jünger ist.

ANDREAS STOCK
kultur@luzernerzeitung.ch

HINWEIS

«45 Years» läuft ab heute in den Kinos Bourbaki (Luzern), Cinepol (Sins), Gotthard (Zug), Seefeld (Sarnen)